

Studienkreis Rundfunk und Geschichte Mitteilungen

12. Jahrgang Nr. 2 - April 1986

Nachrichten und Informationen: Geschichte im Fernsehen - Grünberg 1986 - Intern. Symposion "Wege zur Kommunika- tionsgeschichte"	Seite 101
Schwarzes Brett: Felix Buttersack (1900-1986) - Eindrucksmanagement "ARD-Magazin" - Govorit i Pokazyvaet A.N. Aksenov, Moskva - Französisches Satellitenfernsehen "La Continuité Republicaine"- La Cinq: die großen und die kleinen Eigentümer	Seite 108
Karl H. Karst: Unbescheiden im hohen An- spruch - Eine Collage zum Tode Ernst Schnabels	Seite 120
Joachim Drengberg: Die Tagesschau der fünfziger Jahre - Auf dem Weg zu einer täglichen Nachrichtensendung	Seite 128
Friedrich P. Kahlenberg: Fernsehen als deutschlandpolitisches Medium? - Das ZDF-Magazin "drüben"	Seite 140
Bibliographie: Rundfunkbezogene Hochschulschriften aus kommunikationswissenschaftlichen Fach- instituten	Seite 153
Zeitschriftenlese 38 (1.12.1985 - 28.2.1986 und Nachträge)	Seite 154
Besprechungen: Ortwin Buchbender/Reinhard Hauschild: Geheimsender gegen Frankreich (Hilscher)	Seite 158

Karl H. Karst
UNBESCHEIDEN IM HOHEN ANSPRUCH
Eine Collage zum Tode Ernst Schnabels

"Der deutsche Rundfunk hat einen Scout und Pionier verloren. Es gibt nicht viele." Eine Gedenkrede sollte es werden, was mit diesen Sätzen begann, eine "Herme für Hanns Hartmann", gehalten am 30. April 1972 im Großen Sendesaal des WDR-Funkhauses zu Köln, drei Wochen nach dem Tod des vormaligen Intendanten, der am 6. April im Alter von 70 Jahren gestorben war. Ernst Schnabel, der diese Rede hielt, ist nur wenig älter geworden. Der Mentor des deutschen Radio-Features, der Schriftsteller und Rundfunkautor, der literarische Förderer und Intendant des frühen Hamburger Rundfunks wurde am 25. Januar 1986 von der Polizei in seiner Berliner Wohnung aufgefunden, verstorben "eines natürlichen Todes", wie es in den Meldungen hieß. Diese Art zu sterben zeigt wohl die Abenteuerlichkeit seines Lebens an. Zugleich aber weist sie auf die Einsamkeit seiner letzten Jahre.

"Wenn ich jetzt an ihn denke, zurückdenke, sehe ich ihn immer in Bewegung, was gar nicht stimmt. Er konnte Stunden über Stunden sitzen, brüten. Womöglich täuschen mich die eiligen Geschäfte, was das betrifft. Wir waren immer eilig, wenn wir einander gegenüber saßen, daher die langen Stunden. (...)

Wer war Hanns Hartmann also? Verzeihen Sie, daß ich Ihnen eingestehe, wie schwer mir's wird, hier ständig im Präteritum zu reden. Es quält mich, obgleich ich wissen müßte - schon von meinem Handwerk her, und es auch respektieren sollte -, daß die Erzählung erst unter den Bedingungen des Präteritums die ganze Übersicht gewinnen kann, nach der sie strebt - ich würde trotzdem verzweifelt gerne fragen können: Wer ist Hanns Hartmann?

Er war ein Kapitän. Ich halte mich damit im Rahmen der Begriffe, die mir geläufig sind, von Haus aus. Die Phantasie, die ganze Unbeirrbarkeit, der Stolz auf dieses hier, sein großes Schiff, sind patentierte Qualifikationen, an denen nicht gerüttelt werden kann. (...) Ein Captain Cook des Rundfunks also? Ja. In gewisser Weise, in vieler Hinsicht. Er ist dann auch, wie Captain Cook, gescheitert. Allein. Das Schiff fuhr weiter. Fährt weiter. Es ist undenkbar, daß Hanns Hartmann es sich je anders gewünscht haben könnte. Die guten Kapitäne sind so. Die allerbesten schaffen es sogar, sich wirklich entbehrlich zu machen, und das ist sehr schwer. (...)

Ich sagte schon, daß er Freundschaften wie Feindschaften ständig überprüfte. Das verursacht Spesen. Am schärfsten kontrollierte er sich selber, und das vereinzelt."

Unverkennbar hat er in diesem Nachruf auch über sich selbst geschrieben, Ernst Schnabel, der, 1913 in Zwickau geboren, die Meißener Fürstenschule kurz vor dem Abitur verließ, um 1931 als Matrose anzuheuern und vierzehn Jahre lang zur See zu

fahren. Reiseberichte, Romane, Erzählungen waren die literarischen Folgen.

Seit 1936 habe er literarisch gearbeitet (und geschrieben wohl schon lange zuvor), sagt seine Biographie, die beinahe so bunt ist wie die Landschaften und Länder, die er bereist hat. Sein erstes Buch, 1939 erschienen, hieß "Reise nach Savannah". Es folgten der Islandroman "Nachtwind" (1941), der Roman "Schiffe und Sterne" (1943), der Essay "Thomas Wolfe" und das Drehbuch zum Käutner-Film "In jenen Tagen" - um nur die frühen Titel zu nennen. (Detailliertere Angaben in: K.H. Karst, Ernst Schnabel zum 70. Geburtstag, MITTEILUNGEN 1/1984, S. 8-12)

Nach beruflichen "Abstechern" in das Dramaturgen-Handwerk und freien Arbeiten für die Londoner BBC und den Hamburger Rundfunk verlautebarte das Presseorgan des Nordwestdeutschen Rundfunks im November 1946, daß der "Schriftsteller Ernst Schnabel", der neue Leiter der "Gruppe Wort", als "Chefdramaturg" des NWDR verpflichtet worden sei. Stolz verwies das Blatt, "Die Ansage", zugleich auf den "gelungenen Versuch einer neuen Rundfunkform", den Schnabel bereits unternommen habe. Nicht das legendäre Nachtprogramm des NWDR, das er kurz zuvor begründet hatte, war mit dieser Formulierung angesprochen, sondern jene literarischen Radio-Adaptionen, die als "Funk-Romane" dem deutschen Nachkriegshörspiel vorausgingen. Ein Beispiel aus späterer Zeit, entnommen dem Hörspielroman "Der sechste Gesang" (SWF 1956), als Buch ausgezeichnet mit dem Berliner Kunstpreis für Literatur:

DER KURZSICHTIGE: Wir werden Geschichten erzählen, was?

Und wenn wir sie nicht laut erzählen, so werden wir doch wenigstens jetzt an sie denken mit einem halben Gedanken. Und ist dir nicht dabei, als stürztest du vorbei an lauter bunten Bildern? Ist es nicht so, Odysseus? Nein? Versteck es nicht vor mir, ich weiß es doch. Ich weiß: Wenn du jetzt Liebe sagst, fällt dir ein Dach aus Palmenblättern ein, unter dem du einmal mit einem Mädchen gelegen hast, und der Mond schien durch die Ritzen. Und sag und denke Abend. Vielleicht denkst du gerade das. Vielleicht. Gleichviel aber, was du jetzt denkst: Auf jedem Wort, das unter deiner Zunge wartet, klebt ein Bild, ein Abziehbildchen, ein Etikett Vergangenheit, und auf dem Etikett ›Abend‹ siehst du dich betrunken ins Wasser fallen von der Hafentreppe, und das Meeresleuchten schlägt dir entgegen wie eine Explosion. Aber versuch es mit einem ande-

ren Worte, wenn du willst. Vielleicht magst du jetzt ›Winter‹ denken. Denk ›Winter‹, wenn du magst. Das ist kein Winter, der kommt, was du da denkst, sondern ein Winter, und der ist gewesen. Du gingst im Schnee die große Straße hinab, und Leute kamen dir entgegen, die hatten die Mantelkragen hochgeschlagen und die Gesichter gesenkt, damit der Schnee ihnen nicht ins Gesicht treibe. War es nicht so? Und du bogst ein in eine Seitenstraße, da war es dunkel. Nur aus dem Fenster der Osteria kam etwas Licht. Und über der Tür hing ein Schild mit einem weißen Einhorn in der schwarzen Luft. War es nicht so? Es schien dir blaß entgegen, ein Einhorn, schön, weiß, leise!

Ach, Odysseus...

ERZÄHLER: ...sagte der Kurzsichtige, und das Lachen kam ihm wieder...

DER KURZSICHTIGE: ...ach, Odysseus...

ERZÄHLER: ...dachte er da...

DER KURZSICHTIGE: sag nicht ›Winter‹, sonst siehst du einen, der nicht wiederkommt. Das war doch einer von den vierzig Wintern, die du schon erlebt hast! Die sind vorbei - und der Rest ist gezählt, das weißt du. Da kommen keine Winter mehr, die man nicht zählen müßte. Und es kommt auch kein Winter mehr, der ein Winter wäre, ganz allein für sich. In jedem, der noch kommt, wirst du das Einhorn sehen in deiner eignen Finsternis. Vergiß das nicht!

"Wunderwerke radiophoner Artikulation" nannte Alfred Andersch, den Schnabel 1952 als ersten Feature-Redakteur nach Hamburg engagierte, diese Rundfunkbeiträge; sie gehören mehrheitlich jener Zwischenform an, die "Hörspiel-Feature" heißen könnte: "Wenn der Begriff der literarischen Avantgarde irgendwo" verwirklicht sei, schrieb Andersch, dann "in diesen glänzend organisierten und zu organischen Einheiten komponierten Collagen aus Zitat, Dokument, Reportage, Story und Dichtung". "Nachkriegswinter. Der 29. Januar 1947", "Interview mit einem Stern" und "Anne Frank - Spur eines Kindes", das sind wohl die bekanntesten.

Ich bin im Juni 1957 in Amsterdam gewesen. Ich war am Mervedeplein. Ich bin Annes Spaziergang nachgegangen, ihr "Karré", das sie am 30. Juni 1942 in ihrem Tagebuch erwähnte. Man braucht elf Minuten, um diesen Weg zu gehen, einen Blick in die Schaufenster und in den Buchladen an der Ecke der Waalstraat mit eingerechnet, wo Herr Frank für Annes dreizehnten Geburtstag das Tagebuch gekauft hat. Ich vergaß auch nicht, in der "Oase" eine Portion Eis zu essen, "einer der Konditoreien, die für Juden noch zugänglich sind", wie Anne 1942 in dieses Tagebuch eintrug. Aber die Eisdiele hat den Inhaber gewechselt, und die neue Wirtsfrau weiß nichts von den alten Gästen.

Hier überall ist Anne gegangen, mit ihren Freundinnen, behütet von der hellen, einförmigen Bürgerlichkeit dieses Viertels. So sehen die Schauplätze der Tragödien nicht aus, und es ist jetzt noch unglaublich, durch diese Straßen zu gehen und zu wissen, was hier geschehen ist. Margot und Anne Frank und die meisten ihrer Freundinnen und Freunde sind umgebracht worden. Aber das Straßenpflaster hat kein Gewissen, es zeigt keine Spur. Noch immer sausen die Jungen auf ihren Fahrrädern vorüber, und die Tertianerinnen stehen auf dem Trottoir, und an jeder Ecke ist es zu hören, das lieblich-triviale, das gewöhnliche Geschwätz von morgen und übermorgen und von der letzten Mathematikarbeit, und es war Juni, wie damals, als Anne ihren Bummel mit Harry im Tagebuch beschrieb, und erst, als ich ihr Karré zum zweiten Male ging, entdeckte ich im Fenster einer Buchhandlung ihr Bild. Ihr Buch steht in der Auslage, dreimal nebeneinander, und das ist die einzige Spur.

(Amsterdamer Glockenspiel)

Ich bin der Spur Anne Franks nachgegangen. Sie führt von Deutschland nach Deutschland, denn es gab keinen Ausweg. Es ist eine zarte Fährte, auf Schulwegen und Traumwegen, auf dem Fluchtweg, auf der Schwelle zu ihrem Versteck und auf der Straße zum Tode am Ende, verwischt von Zeit und Vergessen, und ich forschte auf meiner Suche nach 76 Menschen, von denen ich wußte, daß sie Anne Frank gekannt und ein Stück weit begleitet oder ähnliche Wege gehabt oder den ihren gekreuzt hatten, es ahnend oder nicht. Die meisten von ihnen sind in Annes Tagebuch genannt oder erwähnt. Ich habe nur 42 von diesen 76 Menschen gefunden, achtzehn sind gestorben, von ihnen wieder hatten nur sieben einen natürlichen Tod, die anderen sind verschollen oder haben Europa verlassen. Aber 42 Menschen haben mir gesagt oder aufgeschrieben, was sie von Anne Frank wissen. Da gibt es Spuren, Spuren, kleine Geschichten, Erinnerungen wie Wunden.

Wir berufen mehr als den Schatten ihrer Person allein, wenn wir den Namen Anne Frank heute aussprechen. Wir beschwören zugleich eine Legende. Anne Frank wird in diesem Bericht, der sich aus den Aussagen meiner 42 Zeugen zusammensetzt, eine zarte, ungefähre Rolle spielen, verglichen mit der Anne Frank aus dem Tagebuche, mit der Anne, wie sie Abend für Abend irgendwo in der Welt über die Bühne geht, vom Leben befangen, umstellt von den ärmlichen Kulissen ihres Verstecks, mit einem anderen Gesicht in jedem Theater, aber überall mit der gleichen unausweichlichen Kraft, heimzusuchen. Hier wird von einem Kinde die Rede sein, wie es unzählige gibt. Von einem Kinde, wie sie zu Hunderttausenden umgebracht worden sind. Es kann nicht anders sein: Anne war kein Wunderkind. Sie hat Tagebuch geführt. Und sie hat sich gewünscht, ihren Tod zu überleben. Das ist ein Ruf der halben Zuversicht, wie ihn der Himmel alle Tage hört. Hätte Anne die Legende geahnt, vorhersehen können, daß sie wirklich überleben würde, viel wirklicher, als sie je lebte - sie wäre im Herzen erschrocken.

"Anne Frank", NWDR-Manuskript, S. 4-6

Als "Anne Frank - Spur eines Kindes" 1958 urgesendet wurde und zugleich auch als Buch erschien (das zwischenzeitlich in zwanzig Sprachen zu lesen ist), war Ernst Schnabel bereits in der Rundfunkhierarchie bis an die Spitze geklettert - und prompt wieder abgesprungen. Am 23. September 1951 hatte ihn Generaldirektor Adolf Grimme zum Intendanten der NWDR-Funkhäuser Hamburg und Hannover ernannt. Er leitete sie in der Nachfolge Willy Troesters bis zum 22. März 1955, um dann neuerlich, wie bei seinen anderen Rundfunkengagements zuvor, auf eigenen Wunsch wieder auszuscheiden. Dreieinhalb Jahre lang hat er dieses Amt verwaltet, eine beinahe typische "Dienst-Zeit" für den "Abenteurer" Schnabel, der zu seiner Intendanten-Tätigkeit einmal folgendes bemerkt haben soll:

"Es gibt in einigen Zoos Seehunde, die können einen Ball auf der Nase balancieren. Der Ball ist groß, der Seehund klein, und das Publikum hält den Atem an. Die Situation eines Intendanten unterscheidet sich nur darin, daß der Ball größer ist, das Publikum den Atem nicht anhält und manche Leute den Jongleur mit kleinen Steinen bewerfen, in der Hoffnung, er verliere seine Ruhe. Im Zoo ist es verboten, beim Rundfunk nicht."

Die folgende "freischaffende" Zeit Ernst Schnabels in den Jahren 1955 bis 1962 war seine schriftstellerisch wohl produktivste. Neben den großen Rundfunkfeatures, die er mehrheitlich zugleich in Buchform publizierte, kamen in diesen Jahren drei Romane heraus, die ihrerseits wiederum akustische Adaptionen erfuhren: 1956 "Der sechste Gesang", 1958 "Der Vogel, der sprechen kann" und im gleichen Jahr "Ich und die Könige". Aus diesem ein Lesebeispiel:

Ich rede in den Wind, denn es ist Zeit, daß ich dir Antwort gebe.

Hör' zu, mein Sohn:

Wir sind aus königlichem Hause, ich vergaß, es dir zu sagen. Ich winkte immer ab, wenn man mich Prinz nannte, denn ich lasse mir nicht vorschreiben, wer ich bin. Das wollen wir sehen, denke ich, und ich sorgte auf alle Fälle dafür, daß sich die Leute beizeiten an meinen Namen gewöhnten. Aber tatsächlich sind wir Prinzen, ich, auch du. Daß deine Mutter eine Sklavin war, tut nichts zur Sache. Es gibt jetzt schon mehr Sklaven, die über ihre Herren lachen, als umgekehrt. Außerdem stammte sie aus Kimmerien, diesem bahnbrechenden Lande, wo man die Freiheit nur gering achtet, wie sie mir sagte, und lieber alle Mühe auf die Ahnung wendet. Das machte sie mir ebenbürtig.

Wir sind Athener von Haus aus, und der Begründer unseres Geschlechts war der erste unumstrittene König unserer Vaterstadt.

Er hieß Erechtheus. Obwohl ich diesen alten Geschichten nicht viel Bedeutung beimesse, will ich doch nicht verschweigen, daß er ein großer Mann war. Er liebte viel, verreiste, schlug sich mehrfach – die Zeiten waren ja noch neu und aufgeregt. Leider sind seine Memoiren schwer zu lesen. Das Schreiben war nicht seine Sache, er dachte nicht methodisch. Wie viele von den alten Pionieren neigte er auch zur Prahlerei. Man hilft sich neuerdings, indem man den Komplex seiner verzwickten Lebensführung auf zwei Personen aufteilt und zur besseren Übersicht von einem Älteren und einem Jüngeren Erechtheus spricht. Ich halte nichts von dieser Theorie. Es gab nur einen, der so hieß, und er ist unser Ahn.

Er starb ganz unerwartet, das heißt, er kam bei einem Unfall um. In Attika auf Reisen geriet er eines Tages in ein Gewitter. Der Blitz fuhr in den großen Reisewagen.

Als sich am Abend dann die Luft beruhigte, der Regen stockte und der Himmel aufbrach, stand unversehens, strahlend in der erhabenen Finsternis da oben, wo zwischen Stier und Nordstern noch etwas Platz gewesen war, ein neues Sternbild, und es blieb beständig.

Ein Heldenleben – und ein sehenswertes Nachspiel. Ich habe früher oft hinaufgeschaut. Als Kind sucht man ja gerne nach Exempeln.

Wer die Biographie Schnabels verfolgt, wird sehr bald das eine feststellen: Er war ein unsteter, ein unbequemer Mensch, ein engagierter Zeitgenosse, der stets für seinen Überzeugungen eintrat, sie in aller Konsequenz verfolgte, und sei es gegen den eigenen Vorteil. Erinnerung sei an die Weitergabe des Menschenrechtspreises der Unesco, überreicht für "Anne Frank - Spur eines Kindes", den er mitsamt den autorenrechten einer neu-gründeten jüdischen Studentenstiftung übergab.

Erinnert sei auch an jene skandalträchtige Verleihung des Kulturpreises des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI), bei der er die 8000 Mark hohe Dotation an den Rechtshilfefond der Auserparlamentarischen Opposition (APO) weiterleitete. Er tat dies, um die Verteidigung oppositioneller Demonstranten zu ermöglichen, die am 6. Dezember 1968 die Uraufführung des politischen Oratoriums "Das Floß der Medusa" verhindert hatten und festgenommen worden waren. Der Libretto-Autor des boykottierten Musikwerkes, das Hans Werner Henze komponierte, hieß Ernst Schnabel. Daß er selbst verhaftet wurde und sich wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt gerichtlich verantworten mußte, gehört bereits zur Legende dieses "spektakulärsten Ereignisses in Hamburgs Musikgeschichte".

Nur im Kontrast zu Tumulten dieser Art scheint die Behauptung zulässig, daß es seit Anfang der siebziger Jahre still geworden sei um Ernst Schnabel. Trotz seiner gesundheitlichen Schwäche hat er weiterhin, wenn auch stetig weniger, literarisch gearbeitet und publiziert. 1972 erschien sein Romanfragment "Hurricane", das im gleichen Jahr noch seine Hörspielrealisation (SWF) erfuhr. 1979 veröffentlichte er den Erzählband "Auf der Höhe der Messingstadt", dessen Titelgeschichte 1980 durch Hermann Naber ebenfalls im Südwestfunk als Hörspiel zur Sendung kam. Zudem finden sich Essays, Features und Hörspiele wie "Zwei Männer in Betrachtung des Mondes", "Der 29. Januar 1977" (WDR/NDR/SFB 1977 - die dritte Arbeit des Zyklus "Der 29. Januar"), "Kuckuck: Die Belehrung des Geheimrates Goethe durch seine Adlatus Eckermann" (SFB 1981) und schließlich die akustischen Umsetzungen seiner in den dreißiger Jahren entstandenen Monodramen "Die hohen Schiffe" und "Hunger" (SWF/NDR 1983):

In Hamburg und Rotterdam ist es nicht viel anders, wir haben Verbindung mit den Kameraden, die dort vor den Schaltern der Heuerbüros warten, es ist bei ihnen dasselbe wie bei uns. Noch kommen Schiffe herein. Halb leer, ganz leer, mit roten Bäuchen, die Wasserlinie hoch aus dem Wasser heraus. Aber es laufen keine mehr aus. Denn die, welche einlaufen, bleiben liegen. Sie werden in irgendeinem stillen Hafenbecken an die Pfähle gelegt und bleiben liegen. Über die Schornsteine spannt man ein kleines Zelt aus Segeltuch, damit es nicht hineinregnet und die Kessel nicht leiden...

Es ist das Jahr der Seeschiffahrt neunzehnhundertzweiund-dreißig. Die Wirtin, bei der ich gestern morgen wohnte, spürte uns auf, wenn wir abends nach Haus kamen. Sie

öffnete selber die Tür und nahm uns die fünfzig Cents für die Nacht ab. Dann gingen wir in unsere kleinen Zimmer, in denen es dumpf und nach Moder roch, denn sie waren den ganzen Winter nicht einmal geheizt worden. Unter dem winzigen Fenster an der Wand stand das Bett, am Fußende das Drahtgestell mit Waschbecken und Wasserkanne. Ein Polsterstuhl davor mit Plüsch bezogen und langen Fransen versehen.

Sohn: Ein Jahr ist vergangen, und ich bin in Amsterdam. Ich habe kein Schiff. Vorgestern gab ich mein letztes Geld aus. Ich habe Hunger. Heute nacht schlief ich in einem Schuppen am Hafen. Wir haben März, tagsüber kann es schon schön warm sein, aber des Nachts...

Ich bin im Heuerbüro seit drei Wochen eingetragen und bekam die Nummer elfhundertacht. Heute war Nummer vierhundertsechzehn an der Reihe. Jeden Tag rückt die Aussicht, ein Schiff zu bekommen, um fünf bis zehn Nummern näher. Ich kann mir ungefähr ausrechnen, wann ich es sein werde, der aufgerufen wird.

Es ist Baisse im Heuerbüro. Wir stehen Tag für Tag vor den Schaltern. Manchmal sind wir zweihundert, die hier stehen und warten. Es ist immer ein wenig Bewegung unter uns, manche werden ungeduldig und gehen, andere kommen. Wir sind nicht gefragt und haben alle zusammen, wie wir dastehen, im Augenblick keinen rechten Wert.

Der Kleiderständer an der Wand, der kleine, hochbeinige Tisch unter der Lampe. Fünfzig Cents je Nacht mit einer Tasse lauen, mißfarbenen Kaffees am Morgen.

"Hunger", Manuskript S. 3-5

Vierzehn Jahre lang ist er "zur See gefahren", auf Segelschiffen zunächst, dann bei der Hamburg-Amerika-Linie und schließlich, in den Kriegsjahren 1939 bis 1945, als Offizier und Kommandant eines Konvoi-Geleitbootes der Marine. Das Reisen und die "freie" Luft haben ihn auch weiterhin gereizt, mehr als die kulturelle Verwaltungsarbeit, wie es scheint. 1951 noch, kurz vor seiner Ernennung zum Intendanten, hat er in neun Tagen die Welt umflogen, um sein legendäres "Interview mit einem Stern" zu führen. Und immer wieder mußte er ins "freie" Schriftstellerleben zurückkehren, in einen Zustand, dessen Adjektiv "frei" vermutlich besonderen Reiz besaß für ihn - trotz der herausfordernden Aufgaben, die auch später noch auf ihn warteten. Bis 1970 immerhin war er "Herausgeber" der "Literarischen Illustrierten" des dritten Berliner Fernsehprogramms, nachdem er zusammen mit Rolf Liebermann das gemeinsame dritte Hörfunkprogramm von NDR und SFB aufgebaut und bei dieser Gelegenheit manche Äußerung getan hatte, die noch heute gültig ist:

"Ich meine, daß eine Nation, die sich eine demokratische Staats- und Lebensform gegeben hat und sie auch praktizieren will, die Pflicht hat, Minderheiten zu versorgen. (...) Wir leben in einem Land und in einer Zeit der Massenmedien, die die Minderheiten der Neugierigen, der geistig

Aktiven, der Fragenden, der Zweifelnden, der Unersättlichen (was die Befriedigung hoher Ansprüche betrifft) einfach außer Betracht lassen. Ich glaube aber - und man wird mir diesen Glauben bestimmt nicht nehmen - daß eine Nation verkümmern muß (einschließlich ihrer eindrucksvollen, wenn auch bescheideneren Mehrheiten), die ihre im hohen Anspruch unbescheidenen Mitbürger im Stiche läßt."

Ernst Schnabel war, das läßt sich sagen, ein kultureller Mensch im umfassenden Wortsinn. Er war offen, neugierig, widerborstig und hatte Interesse, war im Wortsinn "dazwischen". Er war, wenn auch ohne dauerhafte Reputation, ein "Geheimstreiber seiner Majestät, der Literatur" (Alfred Andersch). Und er war ein Rundfunkmann, der sich "um die neue deutsche Literatur verdient gemacht hat wie kaum ein anderer" (Marcel Reich-Ranicki). Zugleich aber hat er "wie kaum ein anderer den Nachkriegshörfunk geprägt" (Friedrich Wilhelm Hymmen), und dies nicht nur, weil er es war, der eines der wirkungsreichsten Stücke des deutschen Hörspiels dramaturgisch betreute und ihm jenen Titel gab, der zum Schlagwort einer ganzen Generation geriet: "Draußen vor der Tür", urgesendet am 13. Februar 1947, lange vor der ersten Theateraufführung, die Wolfgang Borchert, der Autor, bekanntlich nicht mehr erlebte.